

tödlich langweilige, ohne daß die Malerei dem noch etwas hinzufügen müßte. Die Malerei, so wie ich sie auffasse, hat keine Ideen auszudrücken, selbst wenn sie genial wären. Wenn der Maler genial ist, ist er genial in Bildern und nicht in Ideen.

»Aber evozieren die Titel Ihrer Bilder nicht Ideen?«

Das ist möglich, da sogar ein unverstandenes Wort die Idee evozieren kann, daß es für den, der es ausspricht, eine Bedeutung hat. Aber die Worte, die man versteht, evozieren nicht immer notwendigerweise Ideen. Der Titel eines Gemäldes ist ein aus Worten gemachtes Bild. Es vereint sich mit einem gemalten Bild, ohne ein Bedürfnis nach Kenntnis von Ideen befriedigen zu wollen. Der Titel und das Gemälde bereichern und präzisieren das Denken, das die Bilder liebt, deren Sinn unbekannt ist.

»Ich bin versucht, Sie zu fragen, warum das Denken Bilder liebt, deren Sinn unbekannt ist.«

Es scheint offensichtlich, daß die Rätsel und Ratespiele für das Denken reizvoll sind. Das Spiel besteht darin, zu finden, was versteckt ist. Aber das Spiel betrifft die Bilder nicht, deren Sinn unbekannt bleibt. Ich glaube, daß das Denken das Unbekannte liebt, das heißt, das, was nicht zur Kategorie der Kenntnisse gehört, da der Sinn des Denkens selbst unbekannt ist.

»Vielen Dank, lieber René Magritte, daß Sie meine Fragen so liebenswürdig beantwortet haben. Ich wünsche Ihnen, daß man Ihre Ausstellung mit der großen Beachtung aufnimmt, die sie verdient.«

(Interview JEAN STÉVO II). Unveröffentlichter Text eines Interviews, das fraglos Jean Stévo zuzuschreiben ist (siehe *Interview Jean Stévo*) und das anlässlich der Magritte-Ausstellung im Museum von Ixelles (19. April 1959) (W 656) stattfand. Es ist Teil eines Briefes an André Bosmans vom 16. April. Ob und wann es gesendet wurde, ließ sich nicht feststellen.

Zwischen dem 7. und 15. April schreibt Magritte in einem anderen Brief an Bosmans, der Katalog zu dieser Ausstellung sei »zu sehr in einem verspäteten modernen Reklamestil, den ich nicht mag, gehalten«. Andererseits ist er der Ansicht, daß der Schluß von Scutenaires Vorwort zur selben Ausstellung »die Mühe lohnt, noch einmal abgeschrieben zu werden.«

DIE ÄHNLICHKEIT

Die Ähnlichkeit, von der in d. Umgangssprache die Rede ist, besagt: wie etwas anderes sein.

Wie etwas anderes zu sein, wird durch Gleichartigkeit erkannt.

Die Gleichartigkeit zweier Eier! z. B. wird umgangssprachlich auch Ähnlichkeit genannt: man sagt »sich ähneln wie ein Ei dem andern«.

Man sagt aber ebenso, daß »es in d. Welt keine absolut identischen Eier gibt«. Und in der Tat: die beiden Eier sind getrennt, jedes hat seine Identität.

Die Ähnlichkeit, von der in d. Umgangssprache die Rede ist, ist also mehr oder weniger ähnlich. In d. Maße, als zwei Identitäten mehr oder weniger Gleichartigkeit aufweisen.

Nun ist die Ähnl. keine Beziehung zwischen zwei Gliedern, zwischen zwei Eiern z. B.

Ähneln ist ein Akt, und es ist ein Akt, der nur dem Denken zukommt.

Ähneln ist: das werden, was man in sich aufnimmt.

Allein das Denken kann das werden, was es in sich aufnimmt. Dieses Etwas heißt Erkenntnis.

Der wesentliche Akt des Denkens ist, Erkenntnis zu werden.

Die Geburt des Denkens ist das Denken, das sich bildet, indem es eine Erkenntnis in sich aufnimmt, d. h., indem es eine unmittelbare Erkenntnis wird.

Die Ähnl. ist das Denken, das unmittelbare Erk. wird, ohne die unmittelbare Erk. zu modifizieren.

Unsere verschiedenen – kohärenten oder inkohärenten – Denkweisen modifizieren unaufhörlich unsere unmittelbare Erk.

Das einer Denkweise unterworfenen Denken entspricht einem See, der ruhige oder stürmische Ansichten der Welt widerspiegelt. Das Denken ist die Ähnl., wenn es spontan ist.

Die Ähnl. ist der wesentliche Akt des Denkens, das aus keinem guten oder schlechten Wollen resultiert und durch keine Denkweisen bestimmt wird.

Das Denken muß spontan sein, um die Ähnlichkeit zu verstehen, d. h., um unmittelbare Erkenntnis zu werden.

*

Die Malerei wird umgangssprachlich eine Kunst der Ähnl. genannt. Die Umgangssprache spricht von einem gemalten Bild, indem sie sagt, daß es ähnlich ist.

Um hier etwas klar zu sehen, sollte man noch Ähnl. und Gleichartigkeit unterscheiden.

Zum einen: Ähnl. kommt nur dem Denken zu, und zum andern: ein gemaltes Bild hat mit den Ansichten der sichtbaren Welt nur mögliche Gleichartigkeiten.

Man sollte auch bemerken, daß die Gleichartigkeiten und die Unterschiede nur durch mögliche Akte des Denkens nachgewiesen werden, nämlich durch die Akte des Betrachtens, Vergleichens, Unterscheidens und Bewertens.

Die Kunst des Malens besteht darin, Farben dergestalt auf einer Fläche auszubreiten, daß die Ansicht dieser Farben mit Figuren zusammenfällt, die in d. Räumlichkeit der sichtbaren Welt vereinigt sind.

Dieses Zusammenfallen, das aus der Beschreibung der sichtbaren Welt resultiert, nennt man ein gemaltes Bild.

Das gem. B. ist in d. Maße eine genaue Beschreibung, als es mit den Ansichten der sichtbaren Welt Gleichartigkeiten aufweist.

Die Ordnung, die in d. gem. B. herrscht, wird die Ordnung sein, in der die Erk. Figuren der sichtbaren Welt vereinigt.

Das gem. B. ist einerseits: die Beschreibung der durch eine Denkweise modifizierten sichtbaren Welt, oder andererseits: das gem. B. ist die Beschreibung der spontan verstandenen sichtbaren Welt.

Auf gar keinen Fall ist das Bild mit der dargestellten Sache zu verwechseln: das gemalte Bild einer Marmeladenschnitte ist gewiß weder eine wirkliche noch eine nachgemachte Schnitte.

Umgekehrt erbringt die falsche Ansicht, die man einem Eßzimmerkamin gibt, indem man ihn mit einer das Aussehen von Marmor imitierenden Malerei bedeckt, kein gemaltes Bild.

Noch weniger von einem gem. B. hat ein »lebendes Bild«, d. h. ein nachgemachtes, aus lebenden Pers. oder Schneiderpuppen zusammengesetztes Bild. Die Welt anordnen, um sie ein gem. B. imitieren zu lassen, heißt wahrhaftig, der Welt eine nichtssagende, besser: entwürdigende Rolle zuteilen.

Kein gemaltes Bild erbringt schließlich eine parodistische Malkunst, die sich darauf beschränken muß, Farben auf einer Fläche auszubreiten, abzuzeigen, ja auf sie zu schleudern. Das Resultat einer solchen Beschäftigung weist nur Gleichartigkeiten mit anderen sogenannten Malkünsten auf, wo es wirklich nur um irgendein Vergnügen oder eine Verpflichtung geht.

Nur dann ist etwas ein gem. B., wenn der Anblick der auf einer Fl. ausgebreiteten Farben mit einem Bild zusammenfällt, das Gleichartigkeiten mit der sichtbaren Welt hat.

Die dem gemalten Bild eigene Gleichartigkeit ist schwach in d. ungeschickt gemalten Bildern. Sie ist fast nicht wahrnehmbar, wenn der Stil des Bildes so bemerkenswert ist, daß er die Erkenntnis, die man daraus gewinnt, überdeckt.

Was die Gleichartigkeit – ohne nennenswerten Unterschied – des im sogenannten »Trompe-l'œil« gemalten Bildes betrifft, so kann sie nur aus einem malerischen Können resultieren, das im Dienst einer Denkweise steht.

In der Tat: die Ordnung, in der die dargestellten Figuren vereinigt sind, ist eine zufällige oder überlegte, durch eine Denkweise determinierte Ordnung. Zum B.: der menschliche Körper und ein Pferd sind in der vertrauten Ordnung vereinigt: ein Reiter auf seinem Reittier. In der fremdartigen Ordnung oder auf dem Wege, vertraut zu werden: der Kentaur, oder auch in d. parodistischen Ordnung, die alle Phantasien erlaubt: ein Kentaur in der Badehose.

Die sogenannte »Trompe-l'œil«-M. verdient ihren abwertenden Namen wohl, wenn sie einer Denkweise dient, die meist dürftig ist.

Aber dieses malerische Können, das unerlässlich ist, um dem Bild die größte Gleichartigkeit zu verschaffen, ist auch für die der Ähnlichkeit unterstellte Malkunst unerlässlich.

Aber die Ähnl. hängt nicht vom guten oder schlechten Willen ab.

Man muß jetzt sagen, daß die Inspiration das notwendige Ereignis ist, damit das Denken die Ähnl. selber sei. Die Umgangssprache nennt Ähnl., was nur Gleichartigkeit ist.

Desgl. nennt sie Inspiration, was nur ein wunderbarer Aspekt einer Denkweise ist. Es handelt sich um eine umgangssprachlich verstandene Inspiration.

Zum B.: die plötzliche Antwort des Archimedes auf ein Problem einer durch eine Denkweise determinierten Ordnung. Die vollkommene Antwort mußte sich den Anforderungen eines Problems beugen und sich einer besonderen Ordnung fügen. Diese vertraute Auffassung von Inspiration läßt manchmal glauben, man kenne das, was inspirieren soll oder zumindest das, woran man sich inspirieren soll.

So ist es beschlossene Sache, daß bei einem Malwetbewerb ein – gewöhnlicher oder außergewöhnlicher – Allgemeinplatz die Konkurrenten inspirieren muß.

Diese Inspiration ist bestimmten Bedingungen unterworfen: die für eine

umgangssprachlich verstandene Inspiration zuständige Jury zu interessieren und zu überzeugen.

Nun, die Inspiration entsteht nur unter der notwendigen Bedingung ihrer Anwesenheit.

Das vertraute Denken ist ein Denken, das einer Denkweise unterworfen ist.

Die Inspiration ist ein nicht-vertrautes Ereignis, das unbedingt notwendig ist, damit das Denken die Ähnlichkeit selber sei.

Die Ähnl. ist das spontane Denken, das auftaucht, indem es sich mit dem Reichtum und der Präzision der Glieder herstellt, die es in der spontanen Ordnung vereinigt, und das sich wohl hütet, diese spontane Ordnung abzuändern.

Die Ähnl., die sich gänzlich durch eine ausschließliche Erk. der Anblicke der sichtbaren Welt herstellt, ist geeignet, durch eine sichtbare Beschreibung sichtbar zu werden, d. h. durch ein genaues Bild der Ähnl.

Die der Ähnl. unterstellte Malk. besteht darin, Farben dergestalt auf einer Fläche auszubreiten, daß der Anblick dieser ausbreiteten Farben mit den Anblicken der Welt zusammenfällt, die in d. Ähnl. verstanden und in d. Ordnung der Ähnl. vereinigt sind.

Was man malen muß, wird von der Insp. gegeben, die das Ereignis ist, wo das Denken die Ähnl. selber ist.

»Das Wie des Malens« besteht in einem malerischen Können, das es erlaubt, eine genaue Beschreibung der Ähnl. zu geben, d. h. ein gemaltes Bild der Ähnlichkeit.

Eine genaue Beschreibung duldet weder Phantasie noch groben oder feinsinnigen Lyrismus. Ein mehr oder weniger bemerkenswerter Stil könnte ihr nur ihre Präzision und ihren Reichtum nehmen.

Die vertrauten Wörter, mit denen man einem Bild der Ähnl. einen Titel gibt, hören auf, vertraut zu bleiben, wenn sie versuchen, die Ähnl. zu benennen. Desgl. hören die vertrauten Dinge auf, vertraut zu bleiben, wenn sie in d. Ordnung der Ähnlichkeit vereinigt werden.

LA RESEMBLANCE. Manuskript eines Vortrags, den Magritte am 11. Dezember 1959 an der Académie Picard hielt.

Unter den Anfangsbuchstaben J. V. P. berichtet Jean Vanparys im Brüsseler *Journal des tribunaux* vom 20. Dezember darüber:

»... Auffordert von einem der Akademiker, der ihn zur Entstehung seiner „Kunst“ befragt, erhebt er lautstark Einspruch: er sei kein Künstler, er lehne diese Bezeichnung ab, er sei ein denkender Mensch, der seine Gedanken durch die Malerei

vermittelt wie andere sie durch die Musik, durch die Sprache usw. vermitteln.« (Siehe *Jan Walravens: Begegnung mit Magritte*.)

Siehe auch die späteren Fassungen dieses zentralen Textes und *Die Kunst des Malens*...

Am 2. Dezember 1959 schreibt Magritte an Bosmans: »Ich versuche einen Text zu schreiben, wo von der Ähnlichkeit die Rede ist.«

Am 11. an denselben: »Ich habe versprochen, heute abend bei einer Zusammenkunft der „Académie Picard“ zu sprechen. Die Erfahrung, die ich da durchmachen muß, wird zweifellos kläglich sein: ein schlechter Redner und ein Auditorium aus Meistern des Worts! Was soll's, ich mußte darüber nachdenken, und ich glaube, die Ähnlichkeit selbst definiert zu haben und nicht eine Art und Weise, an die Ähnlichkeit zu denken?«

Schließlich am 15.: »Der kurze Vortrag hat sich auf der Stufe der Strapazen abgespielt. Auf intelligenteste Fragen habe ich, glaube ich, ganz gut geantwortet. Bei den anderen war ich wie immer gelähmt. Namentlich auf die Bemerkung, daß „man“ die Dinge nach den Arbeiten „erklärt“ (daß ein Maler „erklärt“, nachdem er seine Bilder gemalt hat), hätte ich leicht antworten können (wenn die Dummheit mich nicht lähmte), daß ich ja dargelegt hatte, daß es nichts zu erklären gibt da ich nur vom spontanen Denken sprach, das von keiner Argumentation abhängt.«

Anmerkung

1. Trotz der Geläufigkeit des Ausdrucks kann die Wortwahl durch die Erinnerung an Paul Eluard's Buch *Comme deux gouttes d'eau*, Corti, Paris 1933, beeinflußt worden sein.

(Sprechszenen im Film von Luc de Heusch)

Magritte (zeigt Lecomte die Scherben einer Glasscheibe, worauf sich die jetzt zerstörte Landschaft befindet!): »Da siehst Du, was passiert ist!«²

Lecomte (prüft die Scherben): »Wie sonderbar... Wie merkwürdig...«³

Magritte (mit abwesendem Ausdruck): »Das ist ein Bild...«

Lecomte (bestätigend): »Das ist ein Kunstwerk!«⁴

*

Titelsuche. Einige Freunde, darunter Goemans, Scutenaire, Irène Hamoir, sind um den Tisch, den Magritte eben abgeräumt hat, versammelt, um an